

schaft ist Gott nur an beiden Stellen zugleich: Im bescheidenen Alltag, auf den Jesus mit der Nächstenliebe hinweist, und im Ausblick auf die Weite der Hoffnung; in der Nüchternheit der Gegenwart und der Hoffnung der Zukunft.

Die Grundpolarität der Geistwirklichkeit kehrt zurück: Das Ganze und das Einzelne, die Weite und die Konkretheit, die Geisthoffnung auf die vollkommene Zukunft und die Jesus-Wirklichkeit des Kreuzes. Beides zusammen erst öffnet unseren Blick auf den ewigen Vater, auf Gott, den Ursprung allen Lebens, aus dem uns der Mensch Jesus wie auch die Weite des Geistes entgegentritt.

Gewiß, es ist nicht leicht, in den Alltäglichkeiten eines Gemeinschaftslebens zu realisieren, daß es eine geistliche Gemeinschaft, eine Gemeinschaft aus dem Geist ist. Aber – auch das ist ein Stück Geisterfahrung – in dem Bemühen darum, in den Impulsen von dorthier, in den Enttäuschungen, die bestanden und überwunden werden, wird die Kraft des Geistes lebendig, die den Menschen aus dem eigenen Ich heraushebt in das Wir der Gemeinschaft und damit in das Wir Gottes.

Das aber ist der Geist, den Martin Buber ahnt, wenn er schreibt: „Nicht im Ich, sondern zwischen Ich und Du“. Und von dem Paulus spricht: „Wir, die wir die Erstlingsgabe des Geistes haben, warten auf die volle Offenbarung der Annahme an Sohnes statt“ (Röm 8, 23). Es ist der Geist, der uns „in die Tiefen Gottes“ einführt (1 Kor 2, 1).

## AUS DEM LEBEN DER KIRCHE

### Unsere Besuche bei Ordensschwestern

#### Bericht eines Neupriesters

Wen man nicht kennt, dessen Anliegen und Sorgen kann man nur schwerlich begreifen. Dieser Grundtatsache menschlichen Zusammenlebens begegneten wir als Seminaristen vor der Priesterweihe, als es um das Verhältnis Seelsorgepriester-Ordensschwestern ging. Jeder von uns kennt Ordensschwestern in ihren verschiedenen Einsatzgebieten innerhalb der großen Diözese. Wir leben sogar unter einem Dach, denn Schwestern versorgen den Haushalt im Seminar. Trotzdem ist man einander fremd, lebt wie in zwei grundverschiedenen Welten nebeneinander, anstatt im echten Miteinander.

Auch in den Pfarrgemeinden ist das Verhältnis der Schwestern zu den Priestern oft eigentümlich. Eine leise Verachtung schwingt mit, wenn man hört: „Ach die Schwestern, die leben doch in einer ganz anderen Welt“. Oder Ratlosigkeit: „Wir sind froh, daß wir noch Schwestern haben, auch wenn sie alt sind und manches nicht mehr begreifen.“ Viele Priester sehen die Schwestern als notwendiges Übel: „Entweder sie füttern dich tot oder sie ärgern dich tot. Sterben mußt du auf jeden Fall.“ Liegt es daran, daß sich die Konvente durch ihre Exemption dem priesterlichen Herrschaftsanspruch entziehen? Oder ist es einfach Unverständnis einer so ganz anderen geistlichen Lebensform gegenüber? Werden die Schwestern überhaupt als „geistliche“ Frauen ernst genommen? So unsere Fragen und Vorurteile zum Verhältnis Priester – Ordensfrauen. Fragen, die wir an uns selbst als künftige Priester richteten, Fragen aber auch, die wir den Ordensfrauen stellen wollten. So beschlossen wir, als Pastoralkurs des Priesterseminars verschiedenen Ordenshäusern in unserem Bistum einen Besuch abzustatten.

Unser Plan stieß auf lebhafteres Interesse, als wir gehant hatten. Auch war uns nicht bewußt, daß wir mit unseren Besuchen dem ausdrücklichen Wunsch der gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland entsprachen. Dort heißt es nämlich im Beschluß über die Orden (Abschnitt 4.3.1.): „Besonders wichtig ist, daß die künftigen Priester während ihrer Ausbildung Eigenart und Spiritualität der Ordensgemeinschaften kennenlernen, nicht zuletzt, um später auch ihren Dienst für die Orden besser leisten zu können.“ Der folgende Bericht über einige Erfahrungen aus unseren verschiedenen Begegnungen soll diese Empfehlung der Synode unterstreichen und das Zueinander von beiden Seiten her fördern.

### Gegenseitiges Kennenlernen

Welche Fülle von Unternehmungen und Aufgaben, die im Geist christlicher Liebe und Heilssorge von den Schwestern tatkräftig angegangen werden! Wir besuchten verschiedene Filialen der sechs Ordensgemeinschaften bzw. Genossenschaften, die innerhalb unseres Bistums ihr „Mutterhaus“ haben. In den kleineren Gemeinschaften ist es meist eine einzige Aufgabe, die prägend wirkt: Arbeit in der Schule, Altenpflege oder die eucharistische Anbetung. In den größeren Kongregationen eine Fülle von caritativen und seelsorglichen Diensten: Krankenpflege, Arbeit mit geistig oder körperlich Behinderten, Lehraufgaben in verschiedenen Schultypen, Mitarbeit in der Pfarr- und Bistumskirche, Altenbetreuung, Kinderpflege. Beeindruckend immer wieder die Phantasie und Treue, mit der die Schwestern die oft schwierigen Aufgaben vom Evangelium her zu bewältigen suchen. Manchmal aber auch die direkte oder indirekte Frage: Was unterscheidet uns als Schwestern von den weltlichen Arbeitskräften, die oft dieselben Pflichten zu erfüllen haben? Ist es nur die fehlende Bezahlung oder das zusätzliche Stundensoll? Wo liegen die geistlichen Fundamente unserer alltäglichen Sorge?

In dieser Situation erwarten viele Schwestern vom Priester ein klärendes und vom Leben Christi her deutendes Wort für ihren Alltag. Die jährlichen Exerzitien reichen dazu nicht aus. Es wird wohl primär die Aufgabe der einzelnen Pfarrseel-

sorger sein, „ihrem“ Schwesternkonvent spirituelle Hilfen zur Bewältigung der so unterschiedlichen Alltagssituationen zu geben. Es bedarf dazu des Gesprächs und guter gegenseitiger Kenntnis. Voraussetzung ist aber, daß die Schwestern von den Priestern wirklich als „geistliche“ Mitarbeiter akzeptiert werden. Hier liegt nach den Aussagen (und Klagen) mancher Ordensoberin der Kern vieler Mißverständnisse zwischen Priestern und Ordensschwestern.

Beim Gespräch über die geistliche Situation der verschiedenen Ordensgemeinschaften kamen wir immer wieder auf die spezifischen Intentionen der einzelnen Kongregationen zu sprechen. Diese sind häufig geprägt von der Persönlichkeit und den Absichten der Gründerin. Einmal ist es die besondere Sorge für die Armen, ein anderes Mal die Not der Diasporachristen oder die schulische Misere im neunzehnten Jahrhundert. Was aber, wenn sich die Not gewandelt hat oder von anderen (etwa staatlichen) Helfern gelindert wird? Vielfach wurden neue Aufgaben hinzugenommen, konkrete Lücken gestopft, andere Formen des Apostolats gesucht. Bei der Fülle verschiedener Aufgaben ist es zumal für die größeren Gemeinschaften schwierig, die je eigene Spiritualität zu erhalten und deutlich zu machen. Liegt hier der Grund, daß manche Gemeinschaften so wenig Nachwuchs haben? Diese Frage führte uns über das Kennenlernen hinaus zu gegenseitigem Verstehen und gemeinsamem Suchen nach neuen Wegen.

### Gegenseitiges Verstehen

Priestern und Ordensschwestern geht es um dasselbe Ziel: in dieser Welt Jesus Christus zu bezeugen und seinen Auftrag fortzuführen. Deutlicher als zuvor wurde uns bei den verschiedenen Besuchen klar, wie sehr gerade die Schwesterngemeinschaften in einem vielfältigen Engagement an diesem Ziel mitarbeiten. Sie haben allerdings gleichzeitig auch teil an den Problemen und Fragen heutigen Christenlebens. Wie kann in einer weitgehend säkularisierten Welt geistliches Leben gelingen und glaubhaft dargestellt werden? Wie weit und in welcher Richtung muß man sich anpassen, wo gilt es „alternative Lebensformen“ konsequent durchzuhalten? Konkret: Lassen sich Gebet und Kontemplation mit dem vielstündigen und harten Arbeitstag vieler Schwestern überhaupt vereinbaren? Woran liegt es, daß die kontemplativen und „strengen“ Ordensgemeinschaften mehr Nachwuchs haben als die pastoral und sozial tätigen?

Alle diese Probleme wurden in großer Offenheit und gegenseitigem Respekt besprochen. Wir waren uns einig darüber, daß die Nachwuchsprobleme bei Priestern und Ordensschwestern nur durch eine vertiefte Spiritualität aufzufangen sind. Es geht darum, immer mehr in die Nachfolge des gekreuzigten und auferstandenen Herrn einzutreten. Eine vertiefte Christusbeziehung läßt dann auch das Miteinander im Schwesternkonvent oder unter den Priestern besser und glaubwürdiger gelingen. Neue Formen des Gebetes und der Kontemplation sind insofern begrüßenswert, als sie junge Menschen in diese Christusbeziehung hinführen können. Wenn das nicht gelingt oder sich sogar eine Tendenz zur Verflachung zeigt, sollte man auf derartige Formen verzichten und das Bewährte mit neuem Leben zu erfüllen suchen.

## Gegenseitige Hilfe

Gerade der praktische Sinn vieler Schwestern ließ uns nicht bei Worten und Absichtserklärungen stehenbleiben. „Priester und Ordensschwwestern müssen mehr miteinander sprechen und auch mehr miteinander beten.“ Durch das Gebet einer der Tageshoren mit den Schwestern zusammen haben wir versucht, die geistliche Gemeinsamkeit zu stärken. Dasselbe Ziel hatten verschiedene Primizmessen, die wir nach der Priesterweihe in einzelnen Schwesternhäusern gefeiert haben. Es ergaben sich aber auch Anregungen für das alltägliche Zusammenleben: Viele Konvente würden sich freuen, wenn der Priester einmal in der Woche mit ihnen ein Schriftgespräch hielte oder sie einführen könnte in einige neue Formen der Kontemplation und des Gebets (Metaphern- oder Bildmeditation, geistliche Musik, Literatur o. ä.). Sinnvoll wäre auch gemeinsames Suchen nach heute überzeugenden Formen von Armut, geistlicher Kleidung, sinnvoller Tageseinteilung, Verbindung von geistlichem Leben und praktischer Arbeit. All das sind Themen, die sowohl die Priester als auch die Ordensschwwestern brennend interessieren. Dabei wird es in vielen Fällen zu unterschiedlichen Lösungen kommen. Aber das gemeinsame Gespräch (getragen vom Gebet zum Heiligen Geist!) kann die Probleme in oft unerwartete Richtungen voranbringen.

Bei der Suche nach gegenseitigem Verstehen und Gemeinsamkeit gilt es aber auch, die spezifischen Charakteristika der Arbeit von Schwestern zu beachten. Bedeutsam schien uns die Mahnung einer Ordensoberin: „Vergessen Sie bitte nicht, daß unsere Konvente auch einen eigenen Raum zur Entfaltung brauchen. Vor allem aber: nehmen sie uns als Frauen in unseren Anliegen und Aufgaben wirklich ernst.“ Hier wird das legitime Bemühen der Ordensschwwestern nach Eigenständigkeit gegenüber manch unberechtigtem Herrschaftsanspruch von Priestern deutlich. Oft haben sich im Verhältnis der Priester zu den Schwestern alte patriarchalische Denkmodelle unbewußt erhalten. Sie hindern die Eigenentfaltung und „Emanzipation“ der Frauengemeinschaften. Es war ja gerade die Kirche, die durch die Förderung der weiblichen Ordensgemeinschaften im neunzehnten Jahrhundert einen wesentlichen Beitrag zur Emanzipation der Frau leistete, als andere gesellschaftliche Gruppierungen dieses Thema weder theoretisch noch praktisch in den Blick genommen hatten. Es wäre fatal, wenn dieses geschichtliche Verdienst durch Engstirnigkeit und falschen Herrschaftsanspruch von seiten der Hierarchie in unseren Tagen verspielt werden würde. Beides ist notwendig im Verhältnis der Priester zu den Ordensfrauen: das gemeinsame Sprechen, Beten und Arbeiten, aber auch die je spezifische Ausformung der eigenen Lebens- und Wirkungsformen.

Nur wenn man sich gegenseitig versteht und achtet, kann man hilfreich auch über die eigenen Probleme sprechen. Nur unter dieser Voraussetzung ist es auch möglich, voneinander zu lernen und gegenseitig anspornendes Beispiel zu sein. Für uns junge Theologen war vor allem die Treue und nie erlahmende Hoffnung vieler älterer Schwestern beeindruckend. Welch ein Segen der Arbeit, des Gebetes und des Opfers wird hier einem jeden von uns geschenkt. Gerade in den Tagen unserer Priesterweihe war uns diese stärkende Solidarität eine wertvolle Hilfe. Sie ist uns gleichzeitig Ansporn, zu einem guten Verhältnis zwischen Priestern

und Ordensschwwestern unseren Teil beizusteuern. Es ist traurig, wenn in der Kirche jeder für sich kramt und seinen kleinen Acker bestellt. Nur gemeinsam können die vorhandenen Kräfte dem Auftrag des Herrn entsprechend eingesetzt werden. Hier ein kleines Stück weiterzukommen, war das Ziel unserer Besuche. Dieses Ziel wird zur Nachahmung empfohlen. Es ist leicht zu erreichen, wenn beide Seiten – Priester und Ordensschwwestern – immer wieder aufeinander zukommen. Aus dem hoffnungsvoll beschrittenen Weg ergibt sich so ein bleibender Auftrag für die tägliche Praxis.

*Hermann Wieh*

## EINÜBUNG UND WEISUNG

### Erzählte Nachfolge

#### Die Geschichte des Bartimäus

Sie kamen nach Jericho. Als er mit seinen Jüngern und einer großen Menge Jericho wieder verließ, saß an der Straße ein blinder Bettler, Bartimäus, der Sohn des Timäus. Wie er hörte, daß es Jesus von Nazaret war, rief er laut: Sohn Davids, Jesus, hab Erbarmen mit mir! Viele wurden ärgerlich und befahlen ihm zu schweigen. Er aber schrie noch viel lauter: Sohn Davids, hab Erbarmen mit mir! Jesus blieb stehen und sagte: Ruft ihn her! Sie riefen den Blinden und sagten zu ihm: Hab keine Angst, steh auf, er ruft dich! Da warf er seinen Mantel ab, sprang auf und ging zu Jesus. Und Jesus sagte zu ihm: Was soll ich für dich tun? Der Blinde antwortete: Rabboni, ich möchte wieder sehen können. Jesus sagte zu ihm: Geh! Dein Glaube hat dich geheilt. Im gleichen Augenblick konnte er wieder sehen, und er folgte ihm auf seinem Weg.

Mk 10, 46–52

Wie eine Klammer verbindet die Geschichte des blinden Bettlers Bartimäus den langen Bericht der Jüngerbelehrung Jesu zur Nachfolge mit dem Bericht über Kreuz und Auferstehen. Man muß noch den Klang der Nachfolgeworte im Ohr haben und schon hinhören auf die Botschaft von Kreuz und Auferstehung, um offen zu sein für diese Geschichte, in der unmittelbar vor dem Passionsbericht nochmals und eindringlich demonstriert wird, was Glaube und Nachfolge bedeuten.

#### Der Weg

Ab dem Messiasbekenntnis des Petrus und ab der ersten Leidensvorhersagung des Herrn, mit der er sich entschieden nach Jerusalem, dem Ort seiner Verurteilung, wendet (8, 27 ff), geschieht alles, was Jesus sagt und tut „auf dem Weg hinauf nach Jerusalem“ (10, 32), auf dem Weg ans Kreuz, in den Tod, auf dem Weg